

Frank Eckardt

Impuls: Gesellschaft - Willkommensstädte



Die Flüchtlingsaufnahme hat in Deutschland zu sehr kontroversen und allgemeinen Debatten geführt, während die praktische Arbeit vor allem in den Städten und Gemeinden vor Ort geleistet wird. Während einerseits viele Verantwortliche und Ehrenamtliche tagtäglich die Versorgung und Unterbringung der Flüchtlinge tatkräftig ermöglichen,

befindet sich die deutsche Gesellschaft in einer offenen Auseinandersetzung über die allgemeine Gestaltung unserer Zukunft.

Als Sozialwissenschaftler habe ich das Privileg, nicht in der vordersten Reihe des Krisenmanagements zu stehen und kann mit einer gewissen Distanz zu den Diskussionen und Aktionen in den Städten versuchen, gängige Vorstellungen über den Zusammenhang von Stadtentwicklung und Migration zu reflektieren. Eine solche Reflektion kann weder auf die großen Fragen der Asylpolitik, etwa von Aufnahmegrenzen, Antworten geben, noch sind damit die Alltagsprobleme in der akuten Flüchtlingsankunft zu beantworten.

Die folgenden Ausführungen mögen aber vielleicht dazu beitragen, dass bestimmte Prinzipien erkennbar werden, die sich für die mittel- und langfristige Gestaltung einer lokalen Willkommenskultur ergeben. Die von mir betriebene sozialwissenschaftliche Stadtforschung ist in diesem Sinne an einer problemorientierten Diskussion vorhandenen Wissens ausgerichtet, die allen Interessierten helfen soll, die gesellschaftlichen Fragen der Flüchtlingsfragen in einer Weise zu formulieren, dass diese auch praktisch beantwortet werden können. Dieser Anspruch lässt sich hier nur relativ grob skizzieren, aber damit will sich der Autor nicht aus der Verantwortung schleichen. Sichereres Wissen ergibt sich durch den Blick auf das Thema durch einen Rückblick auf die Geschichte der modernen Großstadt, die Rezeption internationaler Erfahrungen mit ähnlichen Migrationserfahrungen und schließlich

durch die ersten Versuche, die aktuelle Situation in Deutschland durch empirische Sozialforschung zu erkunden.

Es soll dabei davon ausgegangen werden, dass die heutige Situation zwar in der jüngeren Zeitgeschichte der Bundesrepublik als einzigartig erscheinen mag und auch im Vergleich zu der Situation der 1990iger Jahre in vieler Hinsicht komplexer und auch anspruchsvoller zu verstehen scheint, jedoch ist eine etwas historisch und international gefasste Perspektive durch die Annahme gerechtfertigt, dass wir es hier mit einem intrinsisch städtischen Problem und dementsprechend auch eine städtische Herangehensweise benötigen. Für Stadtplaner und Lokalpolitik ist das so selbstverständlich, dass eine Thematisierung der räumlichen Dimension der Migration diese Selbstverständlichkeit mit dem Verweis auf die urbane Logik der Integration irritiert. Ohne eine solche Irritation können aber neues Wissen und neue Handlungsoptionen nicht gefunden werden.

Moderne Großstadt und Migration

Die Beschwörung der Europäischen Stadt als das grundlegende Modell der Stadtentwicklung bietet in vielen stadtplanerischen Kontexten eine wichtige Orientierung. Wenig Aufmerksamkeit bekommen dabei jene Städte, die durch die Industrialisierung vollkommen erst entstanden sind oder durch diese Prozesse grundlegend neu definiert wurden. Die moderne Großstadt scheint durch überhöhte Dichte, Belastungen und Mobilität geprägt zu sein und wird kulturpessimistisch von vielen Intellektuellen damals wie heute eher als Gegenmodell zur überschaubaren und „gewachsenen“ Stadt zu stehen. Max Webers Beschreibung der europäischen Stadt blendet bezeichnenderweise die Veränderung durch die Industrialisierung, obwohl er in Berlin in nächster Nähe Zeitzeuge dessen geworden ist.

Hatte das wilhelminische Deutschland und seine Denker wie Nietzsche einen Hass auf diese Großstädte, so widmete man sich in den USA und England in einem progressiven Sinn der Probleme, die sich durch den massiven Zuzug der Menschen in die Metropolen und begann zu erforschen, welche Effekte sich für die Städte und die Migranten durch die massive Urbanisierung ergeben. Insbesondere die Chicago School of Sociology begann ab den 1890iger Jahre sich diesen Fragen durch zahllose empirische Studien zu widmen. Chicago war die bis dato schnellst wachsende Stadt der Welt. Alle zehn Jahre waren eine Million Einwanderer zu integrieren.

Nach dreißig Jahren Forschung haben die Forscher versucht, bestimmte grundlegende Prinzipien zu identifizieren, wie sich die Stadt durch die Migration entwickelt hat. Relativ vorsichtig formulierten sie das Konzept des sogenannten Race Relation-Cycle, der in vier Phasen verläuft:

1. Erster Kontakt (teilweise auch schon vom Herkunftsland aus).
2. Konflikt um knappe Güter
3. Akkommodation (Erfolgreiche Konfliktschlichtung der 2. Phase) und
4. Assimilation.

Alle vier Phasen haben eine räumliche Dimension und sie verlaufen von Innen nach Außen, weil auch die allgemeine soziale Mobilität von der beengten Wohnung in der Innenstadt zum Bungalow in der Vorstadt so verläuft. Migranten kommen in einer „Zone des Übergangs“ an, in dem sie zwar erst einmal beengt und verhältnismäßig schlecht leben, in der sie aber auch Unterstützung von den anderen Landsleuten erhalten. Diese Zone verlassen dann jene, denen es gelingt in der Stadt Arbeit und Wohnung zu finden und genügend Englisch zu sprechen, um sich zurecht zu finden. Diese „Marginal Men“ sind entscheidend: Zwischen zwei Kulturen stehend, leiden sie an Orientierungslosigkeit und sind innerlich gespalten. Aus dieser Situation heraus aber verbinden sie die unterschiedlichen kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Ressourcen der Stadt in einer neuen Weise. Sie innovieren die Stadt. Dieser räumliche, psychologische und soziale Prozess machte für die Chicagoer Forscher die eigentliche Dynamik der Stadt aus. Ohne den getriebenen Marginal Man, der sich ein neues Zuhause aus dem Besten der beiden Welten (und der vielen anderen, die man in der Stadt finden kann) bastelt, können keine neue Kombinationen von Ideen Lebensstilen, Perspektiven und Handlungsprogrammen entstehen. Assimilation als Endstadium der „Integration“ der Migranten bedeutet von daher nicht, dass es eine Anpassung an eine vorhandene Kultur geben kann. Vielmehr ist Assimilation in der gelungenen Form ein „Prozess der Vermischung, in dem Personen und Gruppen die Erinnerungen, Gefühle und Haltungen von anderen Personen oder Gruppen übernehmen, und diese durch Teilen der eigenen Erfahrung und Geschichte in ein gemeinsames kulturelles Leben integrieren.“ (Park, Burgess, 1921, S. 30, Übers. d. A.)

Migration und postmoderne Urbanität

Die Erfahrungen mit den noch wesentlich größeren Migrationsbewegungen während der Industrialisierung sind in der langen Phase der stabilen Weltordnung mit den national begrenzten Einwanderungsmöglichkeiten in Vergessenheit geraten. Während die Integration der Vertriebenen als Folge des Zweiten Weltkriegs in den 1950er Jahre zahlenmäßig durchaus auch vergleichbare Herausforderungen für die gesellschaftliche Integration bedeuteten, sind diese Prozesse kaum noch in der gesellschaftlichen Erinnerung geblieben und nicht systematisch erforscht worden wie in Chicago. Überlagert wird diese Erfahrung eventuell einfach auch, weil sie verhältnismäßig geräuschlos – also erfolgreich ablief. Über den „Erfolg“ der danach beginnenden Ankunft der „Gastarbeiter“ wird heute hingegen gestritten. Eine Nutzung dieser Migrationserfahrung mit Blick auf die heutige Situation ist in vieler Hinsicht problematisch. Flüchtlinge sind nicht pauschal mit Migranten gleichzusetzen. Der Kontext der heutigen Flüchtlingsaufnahme ist aber von anderen makrogesellschaftlichen Rahmen, vor allem durch einen globalisierten Weltmarkt und einer neuen, sogenannten postfordistische Wirtschaft, geprägt ist. Die Flexibilisierung und Mobilisierung der Lebens- und Arbeitswelt vieler Menschen haben auch zu einem anderen Verhältnis zum städtischen Raum geführt. Auf den Punkt gebracht kann man sagen, dass die Entwicklungslogik heutiger Stadtentwicklung nicht mehr nur durch lokale Faktoren verstanden werden kann und zu einem Großteil von externen Prozessen abhängig ist. Migration bedeutet in dieser globalisierten oder post-modernen Stadt, dass Städte zu den Magnaten der weltweiten Mobilität werden – und nicht mehr in erster Linie die Nationalstaaten. Zweifelsohne gibt es auch nach wie vor „klassische“ Einwanderung, jedoch ziehen vor allem die Metropolen des Weltmarkts sowohl die Hochlohn- als auch die Niedriglohn-Migranten an, während die Mittelklasse sich ein Recht auf Immobilität und lokaler Verwurzelung versucht zu bewahren. Eben das sieht sie erst durch die globale Konkurrenz mit den Migranten bedroht.

Wiederum lassen sich die besten Studien zum Thema Migration im globalen Zeitalter in den USA finden. Zu Beginn der 2000er Jahre begann man sich dort zu wundern, warum es insbesondere den asiatischen Einwanderern besser gelang Fuß zu fassen als etwa die zugleich ankommenden Latinos. Inzwischen haben beispielsweise asiatische Einwandererkinder teilweise bessere Schulleistungen vorzuweisen als weiße Amerikaner (WASP). Die Befunde über die Erfolge der sogenannten „Neuen Migranten“ verwirren, weil sie mit dem Bild von der (selbst-)

segrierten Minderheiten mit ihren Latino-Vierteln und Chinatowns nicht zusammen passen wollen. Doch die durchgeführten Studien verweisen relativ klar darauf, dass diese Klischees nicht die Dynamik der Integration in die Städte wiedergibt, sondern vielmehr nur dann sichtbar werden, wenn Einwanderer nicht schnell Möglichkeiten bekommen, sich in den USA zu akkulturalisieren. Die sichtbaren „ethnischen Viertel“ entstehen nur dort, wo ein solcher Einstieg nicht erfolgen kann. In solchen Fällen wird die Herkunft zu einer Art von Ressource, die sich etwa im Dienstleistungssektor vermarkten lässt. Das soziale Kapital, das die Migranten mitbringen – in der Regel sind das niedrige Lohnkosten durch Familienmitarbeit – kann dann mobilisiert werden. Diese „Ethnisierung“ der Einwanderung wird dann aber zu einem Problem und kann weitere Probleme der Eingliederung in den „normalen“ Markt bedeuten. Für die deutsche Angst vor Parallelgesellschaften ist die Lektion eindeutig: Schnelle Normalität und Anschlussfähigkeit an die vorhandenen Strukturen kann verhindern, dass problematische Abkoppelungen der Migranten und sich Rückbezüglichkeit auf Zwänge aus den Herkunftskulturen einstellt.

Die Erforschung der neuen, transnationalen Migration (Eckardt und Eade, 2011) hat aber auch gezeigt, dass nicht jede Bemühung kultureller und ethnischer Symbolik als eine solche Ethnisierung verstanden werden darf. Transnationale Migranten, die sich in sozialen Netzwerken zwischen den Metropolen bewegen und kulturell verankern, verorten sich zwar mehr in einer globalen Urbanität als an partikularen lokalkolorierten Orten. Diese Polyräumlichkeit bedeutet aber keineswegs, dass Orte und Räume unbedeutend werden. Im Gegenteil! Die Wiedererkennbarkeit und schnelle, vor allem visuelle Repräsentation ist eine wichtige Möglichkeit für Migranten in den postmodernen Städten, um sich bei den vielen Wechseln der virtuellen und realen Räumen noch zu Hause zu fühlen und eine Form von Gemeinschaftsleben aufrecht zu halten. Wie in den „Diaspora Studies“ betont wird, werden die öffentliche Auseinandersetzung und die Nutzung der öffentlichen Räume erheblich wichtiger für transnationale Migranten. Hierbei geht es oftmals um Symbolpolitik, wie etwa teilweise bei den Moscheebauten, die räumliche Anker in polyzentrischen Mobilitätsprozessen hervorbringen soll und als bürgerrechtliche Anerkennung thematisiert wird.

Willkommensstädte und Post-Migration

Seit Ende 2014 haben wir mit der Sozialraumwerkstatt an der Bauhaus-Universität Weimar in sechs Städten in Thüringen unterschiedliche Aspekte der neueren und älteren Forschung zum Thema Stadt und Migration untersucht. Um Verwechslungen mit der gängigen Vorstellung zu vermeiden, dass es sich bei den heutigen Flüchtlingen einfach um die nächste Gastarbeiter-Generation handelt und auch nicht einfach um eine juristische Rechtsfigur („Asylbewerber“), die die Diversität der Ankommenden nicht als Ausgangspunkt nimmt, zu vermeiden, verstehen wir die Gruppe der Flüchtlinge als Post-Migranten, die in der Selbst- und Fremdbeschreibung und in ihren Handlungsoptionen vielfältig erscheinen und im gesellschaftlichen Diskurs nicht auf einen Begriff gebracht werden. In unserer Methodik haben wir uns auf die Gruppe der arabischsprachigen Asylbewerber fokussiert, da durch den Einsatz von ägyptischen und syrischen Studierenden sprachlich mit diesen Interviews geführt werden konnten. In den sechs Untersuchungsstädten sind unterschiedliche Foki gesetzt worden, dennoch lassen sich einige Ergebnisse verallgemeinern:

Es besteht eine allgemeine Akzeptanz der Flüchtlingsaufnahme und die Idee einer „Willkommenskultur“ scheint vermittelbar und schließt an ein vorhandenes Selbstbild Thüringens an. Teile der Bevölkerung vertreten dieses auch explizit. Dies trifft vor allem aber auf die von uns interviewten Akteure zu, die wir als engagiert und von der Sache überzeugt wahrgenommen haben. Ausdruck dessen ist oftmals eine über das Erwartbare hinausgehende Aufgabenerledigung und Orientierung an den Problemen der Flüchtlinge. Im Ergebnis ist es damit auch in teilweise „unorthodoxer“ Weise gelungen, um die Unterbringung und Versorgung unter hohem Zeitdruck zu gewährleisten.

Während die materielle Versorgung in der Regel keine unlösbaren Probleme aufweist, wird erst langsam klar, dass die soziale Integration der Flüchtlinge erst am Anfang steht und andere Herausforderungen birgt. Hierbei kann die Integration in den Arbeitsmarkt und in das Bildungswesen als entscheidende Bereiche identifiziert werden, die das Gelingen der Integration entscheiden werden. In vielen Kommunen fehlt es hierzu an Erfahrung und Ressourcen. Darüber hinaus wird vielerorts deutlich, dass die Integration der Flüchtlinge eine Querschnittsaufgabe ist, die sich an einem übergreifenden Konzept der Willkommenskultur orientieren müsste, das aber bislang noch nicht vorliegt.

Besonders hervorzuheben sind die neuen Möglichkeiten, die sich durch ehrenamtliches Engagement und ein gewisses Interesse und auch Sympathie (vor allem mit den syrischen Flüchtlingen) ergeben. Neue Organisationsformen wie „Runde Tische“, „Arbeitskreise“ und Patenschaftsmodelle werden ausprobiert und scheinen bereits einen Lernprozess von der abstrakten zur konkreten Integrationsarbeit zu vollziehen. Städte haben die Chance, die Willkommenskultur auf eine breitere gesellschaftliche Basis zu stellen und Bürger und verschiedenste Institutionen und Organisationen zu dem Thema zu motivieren und zusammenzubringen. Hierbei sollten vor allem auch die Flüchtlinge als eine Möglichkeit gesehen werden, diesen Prozess aktiv zu gestalten und mit ihren Kompetenzen einen Beitrag zu anderen gesellschaftlichen Problemen (vor allem dem demographischen Wandel, Schrumpfungprozesse, Arbeitskräftemangel) zu leisten.

Nach wie vor mangelt es an Kommunikation zwischen wichtigen Akteuren, mit Bürgern und mit den Flüchtlingen selbst. Vorhandene Vorurteile und Stereotype werden dadurch potentiell bestärkt und der langsame Aufbau von interkulturellen Kompetenzen in Thüringen wird dadurch erschwert. Viele engagierte Akteure und Bürger beklagen zudem, dass sie vom Ausmaß und der Komplexität, aber auch durch die Begegnung mit schwer traumatisierten Flüchtlingen überfordert sind. Hinsichtlich der Problemwahrnehmungen gibt es gegensätzliche Sichtweisen zwischen Flüchtlingen und Deutschen. Während die Asylsuchenden ihre psychischen Belastungen und die fehlende soziale und politische Integration als Problem erfahren, wird diese Sichtweise auf deutscher Seite erst langsam anerkannt. Zu beobachten sind Äußerungen von Ohnmacht und Ratlosigkeit, die die Kommunikation noch weiter verschlechtern.

Ausgangspunkt eines Konzepts für Willkommensstädte muss eine Perspektivänderung sein, in dem die Kompetenzen der Flüchtlinge zentral stehen. Dies betrifft die Möglichkeiten der unternehmerischen Tätigkeiten, die viele Flüchtlinge gerne entfalten möchten. Diese sind zum Teil mit der Nachfrage des Arbeitsmarktes kompatibel, zum anderen könnten sie aber auch die lokale Wirtschaft innovieren, wenn man ihren professionellen und sozialen Kompetenzen Raum gibt. Die gezielte Nachfrage („Profiling“) nach vorhandenen und auszubauenden Kompetenzen erfordert ein Case Management, das in ein Netzwerk von der Industrie- und Handelskammer, lokalen Unternehmen, Arbeitsagentur, Schulen und Sozialarbeit integriert sein müsste.

Hierbei spielt das Lernen von Deutsch eine wichtige Rolle, für die neue Modelle des Unterrichts (mangels Angebote) gefunden werden sollten.

Flüchtlinge müssen ein Gesicht und eine Stimme in „ihrer“ Stadt bekommen. Es wäre anzuregen, dass die Selbstorganisation von Flüchtlingen initiiert und unterstützt wird. Der neue „Marginal Man“ wird auch bei der schnellen Integration kulturelle Rückfalloptionen haben müssen. Die Notwendigkeit der schnelle „Normalität“ - also Teilhabe an den vorhandenen Strukturen und Systemen der Stadt – bedeutet nicht, dass keine Räume des Übergangs nötig wären, aus denen sich dieser post-migratoire Marginal Man herauschälen kann. Sie und er müssen die Symbole ihrer Erinnerungen, Erfahrungen, Ängste, Wünsche, Träume und Ideen miteinbringen und sichtbar machen dürfen.

Literaturangaben:

Eckardt, F. und J. Eade (Hrsg.) (2011) The Ethnically Divers City. Berliner Wissenschaftsverlag.

Park, R. und E. Burgess (1921/1984) The City: Suggestions for the Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment. Chicago: Midwest Reprint.